

Made in Germany: Auf dem Weg zur Großen Transformation?

Deutschlands Wandel vom Agrarstaat der klassischen Periode zum Industriestaat und zum Exportweltmeister hat alle überrascht. Die »verspätete Nation« (Plessner), die durch den Dreißigjährigen Krieg, der auf deutschem Boden ausgefochten wurde und das Land verwüstete, war »ins Hintertreffen« geraten gegenüber den städtischen westlichen Nationen Frankreich und England. Deutschland sah sich und wurde gesehen als »erwachende« oder auch als »junge Nation«, die zu den »alten« westeuropäischen Nationen mit ihrem immensen Kolonialbesitz aufschließen wollte. Wie konnte das einem Land gelingen, das als Gefangener seiner Geografie keinen direkten Zugang zum Atlantik hatte?

Der Aufgabe unterzog sich Deutschland mit höchster Präzision. Davon war jedenfalls Paul Valéry überzeugt, der Deutschland beschrieb als einen Staat, dessen wirtschaftliche Siege seine vorherigen militärischen schon weit übertrafen.¹ Von der *New Review* war der junge, gerade in London weilende Franzose gebeten worden, eine Art »philosophischer Schlußfolgerung« aus einer umfangreichen Studie von Ernest E. Williams zu ziehen, in der Beobachtungen und Einzelheiten zum deutschen Industrialisierungsprozess aufgelistet worden waren.² Valéry erfüllte diese Bitte mit höchster Eleganz und tiefem Verständnis.

Während Frankreichs Wirtschaft aus einer großen Zahl von »individuellen, immer unabhängigen oft konkurrierenden Unternehmungen« bestehe, »die blind geschützt werden vom Staat, der seinen Einfluß unter sie verzettelt und nicht die einen unterstützen kann, ohne die anderen zu schwächen«, sah er im Deutschen Reich eine Macht der Disziplin am Werk, die dazu führe, dass auch alle Sonderinteressen eingesetzt würden zur Verstärkung des Ganzen – »bis hin zur Abschaffung der Konkurrenz unter Deutschen, sobald der Fremde – der Feind – zugegen ist«.³ Man spüre, schrieb Valéry, wie »Deutschland kein Mittel ausließ, wie es beständigen Fleiß, genaueste Untersuchung der Quellen des Reichtums und unermüdliche Her-

1 Paul Valéry 1995 [1915]. »Eine methodische Eroberung«, in *Paul Valéry: Werke*. Band 7: Zur Zeitgeschichte und Politik, S. 7–25, hier S. 8. Frankfurt a. M.: Insel Verlag.

2 Ernest E. Williams 1896. *Made in Germany*. London: William Heinemann.

3 Paul Valéry 1995 [1915], a. a. O., S. 9–10.

stellung der Mittel, ihn hervorzubringen, nutzt, wie es peinlich genau die Topographie der begünstigten Plätze und günstigsten Verbindungswege studiert, und wie es vor allem vollständigen Gehorsam übt, eine Unterordnung sämtlicher Momente unter irgendeinen einfachen, ausschließlichen, gewaltigen Gedanken – der strategisch ist durch seine Form, wirtschaftlich durch sein Ziel, wissenschaftlich durch seine tiefgreifende Vorbereitung und seinen Geltungsbereich.«⁴

Und er gräbt noch ein wenig tiefer, untersucht, wie eine aufstrebende Nation sich im Handel auch auf bereits besetzten Plätzen Vorteile verschaffen konnte: »Man kennt diesen Kunden genau. Dieser Kunde, der sich frei glaubt, und ganz harmlos lebt, wird durchforscht, ohne daß er es weiß. Er wird eingeordnet, wird bestimmt im Rahmen seiner Stadt, seiner Provinz, seines Landes. Man weiß, was er ißt, was er trinkt, was er raucht und wie er zahlt. In Hamburg oder Nürnberg hat vielleicht irgendwer Kurven gezeichnet, welche die Nutzbarmachung seiner kleinsten Schrullen, seiner winzigsten Bedürfnisse darstellen. Man weiß um seine Eitelkeit und daß er von Luxusdingen träumt und sie zu teuer findet. Man wird also das Gewünschte herstellen, Champagner aus Äpfeln, Parfüms aus allem, was es gibt. Der Kunde ahnt nicht, wie viele Chemiker an ihn denken. Man wird ihm genau das herstellen, was zugleich seinem Geldbeutel, seinem Wunsch, seinen Gewohnheiten entgegenkommt.«⁵ Valéry ist zugleich gebannt und beeindruckt – aber auch entsetzt: Wie kann man Champagner aus Äpfeln herstellen ...

Deutschlands Handel wurde geleitet von einem kooperativen Geist – vom Geist des streng den Kunden, seine Vorlieben und Gewohnheiten beobachtenden Händlers. Das Internet war noch nicht geboren, die Gründung des Weltpostvereins aber bot ein nicht von England dominiertes neutrales Netz von Paket-, Post- und Telegraphenverbindungen.⁶

England war höchst beunruhigt über diese Entwicklung, die mit einer unbezähmbar scheinenden Methodik durchgeführt wurde. Innerhalb von 20, 30 Jahren hatte Deutschland in einem Gleichklang von Politik, Wissenschaft, Industrie und Handel ein Potenzial erreicht, das nicht nur Lord Rosebery of Colchester alarmierte: »Warum bin ich besorgt über die Deutschen? Weil ich sie so sehr bewundere und schätze! Sie sind eine fleißige

4 Ebd., S. 8–9.

5 Ebd., S. 10 f.

6 Im Jahre 1874 wurde auf Vorschlag des deutschen Generalpostdirektors in Bern der Weltpostverein gegründet.

Nation; sie sind, das vor allem, eine systematische Nation; sie sind eine wissenschaftliche Nation, und was immer sie beginnen, sei es die Kunst des Friedens oder die Kunst des Krieges, sie treiben es voran mit der äußersten Perfektion – mit jenem Fleiß, jener Methodik, jener Wissenschaftlichkeit, die in ihrem Charakter verankert sind. Werden wir weiterhin vor den Deutschen vorne liegen? Ich glaube, im Gegenteil, wir verlieren Boden unter den Füßen.«⁷

Der Umschlag vollzog sich also in vergleichsweise rasendem Tempo, Deutschland hat nicht nur einen industriellen, einen naturwissenschaftlichen und bildungsmäßigen Aufstieg – deutsche Universitäten wurden zum Vorbild für die amerikanischen –, sondern es expandierte in Märkte auf allen Kontinenten und bedrohte Englands Vormachtstellung.

Die Methode ist gerade nicht das, was Ökonomen unter Wettbewerbs-offenheit verstehen, es ist Kooperation nach innen und Wettbewerb nach außen. Die Behauptung angesehener Ökonomen, politische und ökonomische Entwicklungen hätten sich in den letzten zwei Jahrhunderten parallel entwickelt im Sinne der ökonomischen und politischen »Wettbewerbs-offenheit«, lässt sich also nicht halten. Demokratie – im Sinne der liberalen Ökonomie⁸ – ist nicht die Voraussetzung für eine kapitalistische Entwicklung. Demokratisierung und Liberalisierung bedingen sich offensichtlich nicht, weder im deutschen Fall noch im Falle Ostasiens. Dass die Entwicklungen nicht auf derart simple Schemata zurückgeführt werden können, zeigt unser Autor *Gerhard Wegner* in diesem Heft.

Die Transformation verlief freilich nicht ganz so reibungslos, wie es die genannten ausländischen Beobachter darstellten. Die Landarbeiter und verarmenden Bauern, die in die Fabriken gedrängt wurden, mussten an die Fabrikdisziplin erst gewöhnt werden, soweit sie nicht schon durch das Militär gedrillt waren: Nachdem die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit anfangs auf der Betriebsebene abliefen, bildeten sich über Gewerkschaften auch überbetriebliche Strukturen, und eine politische Partei trat ins Leben, die ihre Interessen vertrat, die Sozialdemokratische Partei.

7 *The Times*, zitiert in Williams 1896, a. a. O., Vorspann.

8 Der Begriff der Demokratie im ökonomischen Sprachgebrauch ist minimalistisch auf »offener Zugang zur politischen Sphäre« beschränkt. Dass der Zugang in den USA allerdings keineswegs »offen« ist, übersehen sie in der Regel. Treffend hat Kevin Phillips die USA als »Plutokratie« bezeichnet, als Herrschaft der Reichen. Ein Staat, der keine eigentliche politische Klasse hatte – die »Gründerväter« waren fast alle wohlhabende bis superreiche Kaufleute, Händler, Spekulanten oder Sklavenbesitzer –, ein Staat, der auf Steuerverweigerung zurückgeht, kann nur ein gestörtes Verhältnis zur Redistributionsnotwendigkeit haben. Vgl. Kevin Phillips 2002. *Wealth and Democracy*. New York: Broadway Books.

Die Proteste und Streiks wurden kanalisiert und in die politische Öffentlichkeit gehoben, wo sie zunächst vom Staat desavouiert wurden, bevor Bismarck erkannte, dass sein Machtpotenzial gestärkt wurde, wenn er die Sozialdemokratie als Druckmittel für seine Zwecke – auch gegen die Interessen der Unternehmer – einsetzen konnte. Dieser Integrationsvorgang hatte auch Folgen im Habitus: Hatte der *Kladderadatsch* noch 1908 die demonstrierenden Sozialdemokraten als zerlumpte Gestalten dargestellt, stehend vor einer korpulent erscheinenden Frau mit einem Hut, der einer Jacobinermütze glich – die offenbar Rosa Luxemburg darstellen sollte –, so zeigt ein Foto aus derselben Zeit, dass die demonstrierenden Proletarier in Wirklichkeit im Sonntagsstaat in schwarzen Anzügen und mit Hut oder Melone auf die Straße gingen – keine zerlumpte, sondern eine geordnete Masse in feierlichem Gewand.⁹ Die *Schwäbische Tagwacht* jubelte: »Mehr als ein taktisches Kunststück, etwas Neues und Wunderbares ist's, was die Massen hier, ohne Zwang und Kadavergehorsam, in der Kunst der Massenbeherrschung geleistet haben. Damit haben sie den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß sie längst aufgehört haben, ›Massen‹ im verächtlichen Sinn ihrer junkerlichen Gegner zu sein: So wie die preußischen Wahlrechtskämpfer am Sonntag es getan, so benehmen sich ›urteilslose‹, ›gedankenlose‹ Massen nicht, das ist kein Pöbel, sondern ein Volk innerlich freier gleichgesinnter Menschen.«¹⁰

Deutschlands Aufstieg führte zu einem Handelskrieg, der in zwei Weltkriege ausartete. Nach Aufgabe des Projekts des Sozialismus und der Expansion des Kapitalismus auch nach Osten sind die »Massen« andere, die Polarisierung von Kapital und Arbeit ist einem diffusen löchrigen Netz gewichen, die »Massen« sind nicht mehr in dem Maße gebunden in oder auch nur vertraut mit gewerkschaftlicher Organisation, sind stattdessen im Internet fragmentiert. Der Versuch der »Abwertung«¹¹ ist weiterhin Teil des Klassenkampfes, des Kampfes um Meinungshoheit in der politischen Öffentlichkeit. Die Lager und Gruppen sind nicht mehr einheitlich und leicht zuzuordnen, ebenso wenig wie die Ebenen von Öffentlichkeit. Die sozialpolitischen Errungenschaften, welche den Lohn der gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Kämpfe darstellten, sind seit dem Fall der Mauer nach und nach weggefallen. Hier lassen sich Entwicklungen

9 Als die Deutschen demonstrieren lernten. Ausstellungskatalog des Ludwig-Uhland-Instituts 1986, S. 90.

10 *Schwäbische Tagwacht* vom 11. April 1910, S. 85.

11 Siehe den Beitrag »Die Krise der Demokratie und der ›Blick nach unten‹« von Oliver Eberl, Dirk Jörke und David Salomon in diesem Heft.

und neue Lenkungsprozesse erkennen: Fußballanhänger, die sich in Vereinen organisieren und diszipliniert deren Anweisungen befolgen, Bauern, die ihre Traktoren in Reih und Glied über die Straßen der Hauptstadt lenken, Corona-Demonstranten, die geordnet zu Spaziergängen übergehen, um Demonstrationsverboten auszuweichen.

Neben dem Kampf um Machtchancen zwischen Kapital und Arbeit, die beide im ökonomischen Ziel der Produktionssteigerung vereint waren, entwickelten sich Bewegungen wie Wandervogel und Naturschutzgruppen. Das Leben mit der Industrialisierung, ihren Fabrikschlotten und neuen Arbeitsformen wollten sie nicht teilen. Sie drängten heraus »aus grauer Städte Mauern«, die Entwicklung empfanden sie als bedrohlich und bedrängend, die Jugendlichen zogen lieber in die Natur, in »Wald und Feld«.¹² Die Naturschutzbünde kämpften gegen die Staustufen im Rhein, und die Liberalen erlebten mit Grausen das Ende der individuellen Freiheit der Unternehmer durch die Konzernierung und Kartellierung. Max Weber, der Analyst der Moderne, hoffte darauf, dass dem Kapitalismus das Öl ausgeht.

Das Öl ist immer noch nicht ausgegangen, und man erzeugt daraus neben Kerosin, Benzin und Dieselöl auch allerhand Plastik, Kunststoffe. Als im Jahre 2009 auf neun Feldern, die für den Metabolismus des Menschen relevant sind, die Grenzen abgesteckt wurden, innerhalb derer die Stabilität erhalten bleiben muss, um Leben auf der Erde möglich zu machen, vergaßen sie ein Feld: das chemische. Nun zeigt sich, nachdem schon die Grenzen im Bereich der biologischen Vielfalt, des Klimawandels, des Landnutzungswandels (darunter die Waldvernichtung) und der Zufuhr von Düngemitteln überschritten wurden, in einer Studie des Stockholm Resilience Centers, dass auch die Grenzen der chemischen Belastbarkeit der Erde überschritten sind: Das Tempo, in dem neue Chemikalien in der Umwelt freigesetzt werden, sei jenseits der sicheren Handhabung durch den Menschen.¹³

Gut 10.000 Jahre lang war die Erde stabil, Temperatur, Meeresspiegel und CO₂-Konzentration waren weitestgehend konstant. Diese Stabilität ist nicht mehr gegeben. Es ist der neue »Hauptwiderspruch«.¹⁴ Die Entfremdung des Menschen durch die Verstädterung und das Körperausschaltungsprinzip der

12 »Aus grauer Städte Mauern, zieh'n wir durch Wald und Feld«; vielgesungenes Lied aus der Sammlung »Zupfgeigenhansl« von Hans Breuer. Als »Zupfgeige« wurde die Gitarre bezeichnet.

13 Die Kunststoffproduktion hat zwischen dem Jahr 2000 und 2015 um 80 Prozent zugenommen, und die bisher produzierte Plastikmasse überwiegt die Masse aller lebenden Säugetiere. Vgl. Elena Matera 2022. »Belastungsgrenzen sind überschritten«, in *Berliner Zeitung* vom 25. Januar 2022, S. 22.

14 Ich benutze hier den treffenden Ausdruck aus dem marxistischen Vokabular.

Maschinen verhindert, dass die Natur wahrnehmbar ist. Der Sozialanthropologe Dieter Claessens spricht hier von Natur-»Distanzierungstechniken«, die erlangt werden durch die Insulation in Gruppen und Großgruppen, die den Menschen ursprünglich vor dem Selektionsdruck bewahrt haben. Denn der Mensch hat keine Flügel, keine Krallen und Raubtierzähne, er hat keine Hufe, wie schon im Schöpfungsmythos von Platons Protagoras zu lesen ist, deshalb brachte ihm Prometheus das Feuer und die technischen Kenntnisse. Solange er verstreut lebte, heißt es im Mythos, war er nicht gegen die Tierwelt gefeit – und so tat er sich mit seinesgleichen zusammen und errichtete Siedlungen und Städte.

Inzwischen hat sich dieses Insulationsprinzip aber umgekehrt: Die Verstädterung ist ubiquitär, Menschengruppierungen sind »nicht mehr Insel, sondern Ozean der industriellen Zivilisation«. ¹⁵ »Weil Erderwärmung und Klimawandel nicht mehr als Natur ›draußen bleiben‹ und distanziert werden können, sondern überall neue Binnenklimata schaffen, erscheinen sie zwar wie Natur, aber als menschengemachtes Außenklima insulieren sie jetzt Naturschutzgebiete.« ¹⁶

Dass »eine wettbewerbliche Marktökonomie gegenüber vormodernen Wirtschaftsordnungen den Wohlstand auch breiter Schichten auf lange Sicht substantiell anhebt«, wie die im Beitrag unseres Autors *Gerhard Wegner* erwähnten US-Ökonomen Daron Acemoglu, Simon Johnson und James A. Robinson meinen, ist womöglich eher eine Drohung, jedenfalls eine Chimäre, die als Legitimation auch für so manche weitere gewaltsame Markttöffnung dienen kann. Denn, wie Karl Polanyi schrieb, »in der landwirtschaftlichen Gesellschaft muss die Marktwirtschaft erst geschaffen werden«. ¹⁷ Zur Markttöffnung in nichteuropäischen Ländern gehörte auch immer das Projekt der Christianisierung, der Mission zum monotheistischen Glauben, der freilich die erwartete »Rationalisierungsleistung« durch eine »rationale« Welteinstellung nicht durchweg beförderte (siehe *Marian Burchardt* in diesem Heft).

Marktwirtschaft ohne Rekombination mit der Natur hat also keine Aussicht. In den USA werden Stimmen von Sozialanthropologen laut, die darauf hinweisen und auch darauf, dass die ständigen Verbesserungen im Fortschritt der Menschheit nur Scheinverbesserungen waren, die vor allem unter

15 So Hermann Pfütze 2021 in seinem Beitrag »Zum 100. Geburtstag von Dieter Claessens«, in *Soziologie* 50, 3, S. 367–372, hier S. 368. Ich danke Hermann Pfütze für diesen Hinweis.

16 Ebd.

17 Karl Polanyi 1977. *The Great Transformation*. Wien: Europaverlag, S. 63.

Missachtung der Natur und ihrer Regeln erreicht wurden: »Flüsse sind lebendig, sie bewegen sich dauernd«, schreibt etwa John Scott. »Die Menschen haben immer wieder versucht, diese Bewegung zu stoppen oder sie zu kanalisieren, sodass der Fluss tut, was Homo sapiens will. Der Fluss wird zum Schifffahrtskanal, er liefert Wasserkraft, er bewässert. Die Menschen nehmen den Fluss, der viele Lieder singt, und lassen ihn dann ein einziges Lied singen, eine Ware produzieren. Allerdings ging das fast immer schief. Das Bestreben, kleine Fluten zu vermeiden, führte zur Entstehung von großen, katastrophalen Fluten.«¹⁸ Auch Bodenbewirtschaftung brachte weder Verbesserungen der Gesundheit noch der Langlebigkeit. Jared Diamond hat die Landwirtschaft in einem Artikel in *Nature* sogar den »schlimmsten Fehler in der Geschichte der Menschheit« genannt.¹⁹ Denn mit dieser großen Transformation stellten sich auch soziale und sexuelle Ungleichheit ein, Krankheit und Despotismus – der Fluch unserer Existenz.

Und James Suzman zeigt, dass in einer vorindustriellen Gesellschaft der Arbeitsdruck geringer war, ohne dass irgendjemand hungern musste.²⁰ Thomas Hobbes Darstellung vom Leben im Naturzustand als »hässlich, brutal und kurz« lässt sich nicht belegen, und es seien Zweifel an dieser übersimplifizierten Geschichte angebracht. David Graeber erinnert gerade jetzt an den Huronenhäuptling Kondiaronks, der lange Zeit in Frankreich gelebt hatte und doch keinen Sinn für die Institutionen des Privateigentums entwickelte, der über »die Weißen« nur lachen konnte und sie als Sklaven und arme Seelen bezeichnete.²¹ Er hielt es für unverantwortlich, dass ein Mensch mehr als ein anderer besitzen sollte, weil Reichtum zu Macht über andere Menschen führt. Auch Polanyi sah das Prinzip der Reziprozität und Redistribution der vormodernen Völker als ungeeignet an für private Akkumulation.²² Eine entsprechende Motivation derselben »an der Errichtung kapitalistischer Institutionen« entspringt daher eher der Phantasie der von Wegner genannten liberalen Ökonomen.

18 James Scott 2021. »Vom Fluss her gedacht«, in *WZB-Mitteilungen* 174, S. 58.

19 Jared Diamond 1987. »Human Use of World Resources«, in *Nature* vom 6. August 1987, S. 328.

20 So zum Beispiel James Suzman 2021. *Sie nannten es Arbeit. Eine andere Geschichte der Menschheit*. Aus dem Englischen von Karl Heinz Siber. München: C. H. Beck. Vgl. die Rezension von Andreas Eckert 2021. »Weniger arbeiten, öfter faulenzten«, in *ZEIT online*. www.zeit.de/2021/18/james-suzman-anthropologe-menschheit-arbeit-buch (Zugriff vom 27.01.2022).

21 David Graeber; David Wegrow 2022. »Kondiaronks indigene Kritik«, in *Merkur* 872, Januar 2022, S. 36–48, hier S. 40.

22 Polanyi 1977, a. a. O., S. 70.

Es sind also auch nicht mehr einzelne Kulturen, denen der Untergang blüht, wie uns Diamond mit warnenden Bildern vor Augen führt, es stellt sich heute die Frage in globalem Maße: War dieser Prozess der Industrialisierung und der Distanzierung von Natur eine Sackgasse, aus der wir das sich festfahrende Schiffchen der Wohlstandszivilisation nun wieder herausmanövrieren müssen? Das scheint die Aufgabe zu sein, wenn die Klimaforscher als Maßstab für naturverträgliches wirtschaftliches Handeln stets den »vorindustriellen Stand« nennen. Wie groß sind die Chancen, dass wir dem drohenden Schicksal entgehen? Nicht so groß, meint unser Autor *Carsten Kaven*. Er glaubt, dass nur mit einer vergleichbaren »großen Transformation« die Bewohnbarkeit des Planeten Erde abzusichern ist: Von dem Programm ITAP, das diese Transformation bewerkstelligen könnte, ist jedoch nur ein Teil abgearbeitet.

Amitav Gosh hat sich erstaunt gezeigt, dass dieses Thema nicht in der Literatur zu finden ist.²³ Er sieht die Frage unseres Verhältnisses zur Natur als »Destillationen der gesamten Menschheitsgeschichte«, um welche die westliche Literatur einen Bogen zu machen scheint. *Felix Heidenreich* macht in seinem Essay eine ähnliche Feststellung, wenn er beobachtet, dass Literatur heute keine »res disputanda« mehr sei und nur dort noch wirklich wichtig genommen werde, »wo sich Systemfragen stellen« – in Schnellroda. Dass im Salon immer schon alles als verdächtig galt, was als »Ernst des Lebens« daherkommt, alles abgewehrt wurde, was Engagement verlangt und Stellungnahme, liegt im Wesen des Salons, in dem Leichtigkeit und Desengagement angesagt sind: Niemand soll brüskiert oder ausgeschlossen werden, seine Meinung bildet man sich selber und behält sie im Zweifelsfall für sich. Was es aber gab im klassischen Salon – die klare Aufforderung: »Das muss man gelesen haben«, die die Grundlage für eine »res disputanda« bilden konnte –, das scheint heute im Meer der Beliebigkeit und der Geschmacklosigkeit der »Tarantino-isierung« verschwunden zu sein, wie unser Autor beobachtet.

Daß auch die Politik nicht offen von diesen großen Aufgaben spricht, zeigten uns die Wahlkämpfe. Die Bündnisgrünen sprachen von »Aufbruchstimmung und Bestandswahrung« gleichzeitig – eine paradoxe Kopplung (*Astrid Séville* und *Julian Müller* in diesem Heft), denn beides zugleich scheint nicht möglich. »Veränderung schafft Halt«, eine Kombination von konservativ und progressiv, heißt es in dem Aufsatz, und es werden »geeignete Techno-

23 Amitav Gosh 2017. *Die große Verblendung. Der Klimawandel als das Udenkbare*. München: Blessing Verlag.

logien« versprochen, die »Rückholbarkeit« ermöglichen, um »unkalkulierbare Risiken bei großtechnischen Eingriffen zu vermeiden«. Eine »lernende Politik« (Habeck) gehört dabei zweifellos zu den Voraussetzungen für die kommenden Aufgaben, die einer lernenden Gesellschaft bedarf.

Aber kann die Politik lernen? Herr Luhmann betrachtete Parlamente, Parteien und Gerichte nur als »Organisationen«. Wenn er Recht hat, wird es schwer mit dem Programm der lernenden Politik, denn nach Niklas Luhmann sind Organisationen von außen nicht beeinflussbar: Ihre internen Entscheidungen beruhen auf den Prämissen von Kommunikationswegen, Programm und Personal. Deren Zusammenwirken aber ist nicht berechenbar, und deren Entscheidungen sind daher unbestimmbar.

Unser Autor *Ernst Lukas* beschreibt die Reformeuphorie der 1960er und 1970er Jahre, in der behavioristische Input/Output-Modelle *en vogue* wurden, in der sozialdemokratische ebenso wie konservative Reformerrinnen und Reformer ein Vokabular der Systemtheorie entwickelten und der Mythos der Digitalisierung als Erlösungsbotschaft erklang. Dass Luhmann, der sich niemals zur Praxis bekannt hatte, auch an der Gründung des Wissenschaftszentrums Berlin beteiligt war, erfahren wir hier (*Ernst Lukas* in diesem Heft).

Während die Regierungsreformer die Verwaltung aber als ausführendes Organ betrachten, sah Luhmann sie als politische Kraft: Dass »planende Entscheidungsvorbereitung Sache der Politik« sei, Ausführung dieser Entscheidungsprogramme aber Sache der Verwaltung, treffe »unter heutigen Verhältnissen nicht mehr zu«. Verwaltung, so Luhmann, müsse Planung selbst in die Hand nehmen – der Vorwurf der Technokratie, die die Demokratie verdränge, kam umgehend auf.

Da Politik nicht mehr berechenbar wäre, wären wir also für eine »große Transformation« auf Verwaltung angewiesen? Wird die Verwaltung die Transformation lenken? Wenn sie so diszipliniert ist, wie es Paul Valéry beschrieb, könnte sie es bewerkstelligen. Um die Ziele zu erreichen, müsste es ihr gelingen, Deutschland bis ins Zeitalter Kants, Goethes, Humboldts und E. T. A. Hoffmanns vorwärts zu bringen.

Reinhard Blomert